

Czernin



NADINE KEGELE

**ANNA-  
LIEDER**

## Nie einen Rosengarten

Von vorn beginnen ist nur in Filmen möglich, oder Büchern, doch Bücher liest sie keine und für Filme hat sie kein Abspielgerät. Was sie hat, ist eine Garçonnière, klein und überteuert, einen Blick auf die barock geschnittene Allee des städtischen Parks und die Aussicht darauf, dass er sich doch noch für sie entscheiden wird. Dann ist da noch ein Kontrabass, ein Erbstück ihrer Mutter, eigentlich von deren Vater, den sie innig liebt, also den Bass, den Großvater hat sie ja nicht gekannt, und Nazi gewesen war er außerdem.

Das nicht gerade kleine Instrument passt auf eine eigentümliche Art zu dieser nicht gerade großen Frau, abgesehen von derselben Farbe haben sie beide eine ähnliche Figur, birnenförmig, so wie Frauen nachgesagt wird, dass sie gerade richtig seien, etwas dran nämlich, oben die Brüste, am besten noch zwei, unten ein gebärfreudiges Becken. Die Gebärfreude kann sie kaum nachvollziehen, weil sie Schmerzen nicht mag und Kinder schon gar nicht. Dafür mag sie Katzen. Die ihren lassen sich im Moment die Sonne auf die fetten Bäuche scheinen auf dem Dachvorsprung, von dem sie früher oder später abrutschen, in den Hof fallen und es nicht überleben werden würden.

Der Kontrabass liegt in seinem schwarzledernen Hartschalenkoffer und verhält sich ruhig, weil er nicht gespielt wird, sein Koffer steht an der Wand in einer der vier Ecken der Einzimmerwohnung. Von vor dem Fenster ist ein Jammern zu hören. Das ist die eine Katze, jene, die immerzu zu verstehen gibt, wie bemitleidenswert sie sei, und nichts zu hören von der anderen, jener, die stoisch mit Mitleid nichts am Hut hat.

Nun sitzt sie also zu Hause und liest kein Buch. Der Kontrabass im Koffer, die Katzen auf dem Dach. Im Kühlschrank nichts von Interesse, in ihren Händen eine Tasse Ingwertee, weil Ingwer ist für alles gut, für krank, für Entzündungen, den Stoffwechsel. Das scharfe heiße Wasser rinnt ihren Gaumen hinab und wärmt sie von innen, was praktisch ist, weil von außen wird sie von gar nichts gewärmt, da die Heizung Geld kostet, das sie nicht hat. Arbeit hat sie übrigens auch keine, und da gibt es nun sicher einige, die hergehen und sich mokieren und sagen, eine Last sei sie für das System, sie ließe andere arbeiten und es sich nutznießlerisch mit dem Reichtum Mindestsicherung gut gehen, ja sich die Sonne auf den Bauch scheinen, aber das mit der Sonne hatten wir schon. In Wirklichkeit sitzt sie vor ihrem französischen Fenster, blickt auf die penible Formalität des Parks, der sich vor ihr auftut, findet das Strenge dieser Gartenanlage peinlich und den Herbst wunderschön in all seinen Farben, gelb zum Beispiel, oder blutbuchenrot, und orange wie die Frucht, die sie jetzt auch gerne hätte. In ihrem Kopf sitzt wieder die Depression, die nicht nur auf dramatisch so klingt, sondern tatsächlich so ist, und die Tabletten machen die Sache zwar besser, doch nicht gut, und der Umstand, dass sie auf ihn wartet, wo sie doch weiß, dass er nicht kommt, auch nicht.

Warum er nicht kommt, ist ihr schleierhaft, weil er, nach Interpretation, ihrer, und Selbstaussage, seiner, doch ganz wild ist nach ihr. Er hat gesagt Kinder und so und sie hat nicht gesagt keine Kinder und so, weil sie ihn zuerst an sich binden wollte, damit die Sache mit den Kindern dann nicht so sehr ins Gewicht fiel, weil das, klar, schon eine gewichtige Sache war. Es läutet an der Tür, sie verschluckt sich am Tee und spielt mit dem Gedanken, nicht zu öffnen,

doch da trägt ihr gebärfreudiges Becken sie auch schon durch den Raum, Tür auf, und er ist es natürlich nicht. Nachdem sie die Tür wieder schließt, es ist unwichtig, wer es war, geht sie und zieht ihr Hausgewand aus und ihr anderes an. Ihr anderes meint Pullover, Hose, Wintermantel, den sie im Frühling unter ihr Bett geschoben und motensicher gemacht hat. Hatte wollen. Denn das Gegenteil war der Fall gewesen. Sie schultert den Kontrabass, der in der Ecke gelehnt auf Ausgang wartet, was ein lustiges Bild ist, weil ihr das Instrument, das im Koffer nur zu erahnen ist, eine gewisse Größe verleiht, nämlich sie augenblicklich schrumpfen lässt, optisch natürlich nur.

Sie steckt, zu klein, wie sie jetzt ist, im angebissenen Mantel, sieht heruntergekommen aus und kann gar nichts dafür. Nur der Kontrabass auf ihrem Rücken, zu groß, so rein im Vergleich, macht unaufdringlich gute Figur. Auf der Straße war das anzutreffen, was urban zu nennen ist, ein lässiger junger Mensch nach dem anderen, eine, die Soziologie studiert oder Internationale Entwicklung, ein anderer, der sich freiwillig für eine Friseurlehre entschieden hat und in dem Fall, logisch, schwul ist, und die da, die als Grafikerin zwar prekär arbeitet, aber frei lebt, weil feste Anstellungen sind die Krankenkassenbrillen der 80er, unsexy, irgendwie. Auf dem Schild der Spielbar, in der verzweifelte Männer wieder Geld verloren haben und mit gebücktem Kopf nach Hause gehen, sitzt ein Rabe, schwarz gefedert und ölig, kräht herunter zu ihr, aber deutet hinauf, in den Himmel, meint sie, sie sieht dem Rabenblick nach, doch da ist nichts, oder doch? Sie beschließt, dass da nichts ist, weil sie sich für Aberglauben schon immer geniert hat, auch fremdgeniert, weil genieren tut sie sich schnell, zu schnell, eigentlich. Beim Zebrastreifen steht einer neben ihr und

wartet auf Grün wie sie, einer, der nicht passt in ihre Stadt, dem ein Schmiss im Gesicht seine Lippen verlängert, und sie wirft ihren Kopf hoch und streckt sich durch, so gut es geht mit dem Koffer auf ihrem Rücken, und gibt ihm zu verstehen, dass er sie mal kann. Als die Ampel umspringt, zischt sie an ihm vorbei und stößt ihn ein wenig am Ellbogen, was ihr guttut, manchmal freut man sich über so wenig. Vorbei an der Hofreitschule, wo Pferdeköpfe in den Außenboxen stehen, und, anzunehmen, ihr Körper kann auch nicht weit sein. Dann der Rosengarten.

Sie fände alles zu süßlich hier, zu rosa, zu pastell, hätte sie nicht die Erinnerung an hier, die sie hat, seinetwegen. Hierher bestellt werden, um sich sagen zu lassen an einem Tag, zu dem das gar nicht passte, weil er viel zu sonnig war dafür, dass er nicht mehr wolle ab jetzt, nicht mehr richtig, mit Kindern, nur mehr so, manchmal, wenn sie auch, weil, so sexuell habe doch alles immer, sie wisse schon, und dann nicht einfach aufzustehen, sich umzudrehen, zu gehen, sondern sitzen zu bleiben, zu hoffen, er tue es auch, und dann zu betteln, dass er sie doch weiter lieben möge wie zuvor, ihn nahezu, na ja, zu überreden versuchen. Als ihr jetzt alles wieder durch den Kopf geht wie ein Spruchbanner auf mexikanischen Gemälden, schlägt ihr der Wind um die Ohren wie ein Zeichen, wenn sie an solche glauben würde, sie zieht die Mütze tiefer ins Gesicht und beschleunigt ihren Schritt. Rosen sind keine Blumen, die man ernst nehmen sollte, denkt sie sich, sie sehen aus, als würden sie hinter dem Rücken über einen reden. Biester! Sie kommt nun zur dringenden Einsicht, ein Blumengarten habe sich nicht zu benehmen, als gäbe es bloß Teezirkel und Salongespräche, keine Arbeiterklasse, sollte vielmehr Welt abbilden und ehrlich sein. Ganz schön abgefahren, ahnt sie,

und schmunzelt über diesen abstrakten Gedanken, der ihr gefällt.

Im Elektronikfachgeschäft keine Höhensonne, und das will eine Weltstadt sein? Ihr kommen Zweifel, als würde sie es nicht eh längst wissen. Beim Türken vor dem Haus kauft sie einen Kürbis, der nichts weiter kann, wie sie letzstens hörte, als lustig aussehen. Doch nichts Schlimmeres soll es geben als saisonales Gemüse, das sich nicht zuständig fühlt für den Weltfrieden. Außerdem kauft sie eine Orange, die kann wenigstens Vitamin C.

Sie betritt die Wohnung von dem, der nicht er ist, aber trotzdem jemand, mit dem sie Sachen machen kann, die gut sind für den gesamten Organismus, Musik und Gespräche, solches Zeug, und keine Liebe, denkt sie zumindest, die, einseitig, hart zur anderen Seite ist, nur Sex. Also packt sie ihren Koffer in den Flur, wie jeden Sonntag, und er nimmt ihn und trägt ihn ins Schlafzimmer, legt ihn, was heißt, den Koffer, aufs Bett. Auf Zehenspitzen kalter Fliesen wegen huscht sie ins Bad, muss keine Klobrille runterklappen, weil er sie nicht hochklappt, nicht stehpinkelt nämlich wie ein richtiger Mann, setzt sich und plätschert den Ingwertee in die Porzellanschüssel, die, Altbau, nicht so ganz leer aussieht und gespült. Dann wäscht sie sich die Hände unterm Wasserhahn, der wie immer zu hoch hängt, geht an Wohn- und Esszimmer, an Bibliothek und leer geräumtem Kinderzimmer vorbei in das Schlafzimmer von ihrem Freund, der bloß Freund ist und with benefits, und zieht auch ihre restliche Kleidung aus, denn den gelochten Mantel hat sie schon an der Garderobe abgelegt gehabt.

Keine Frage, natürlich haben sie miteinander geschlafen, nachdem sie ganz Fetisch nackt musizierten, sie mit dem Kontrabass, der über sie hinauswächst, er mit der

Klarinette, was trotz Form nichts zu bedeuten hat, gar nichts, weil nicht immer alles etwas zu bedeuten hat. Sie ist zwei Mal gekommen, weil sie ihren Körper gut kennt und sie ihn gut kennenlernen lässt, was ihm jedes Mal wieder das Gefühl gibt, dass da mehr sein muss zwischen ihnen, was sie aber weder weiß noch teilt, und er ihr nicht sagt. Bis es ihm reichen und er ihr eine Szene machen wird, ihr die Freundschaft entzieht, vor allem die benefits, weil das so nicht funktioniert, was sie sich ja denken könne, oder er sie anflehen wird, vielleicht auf Knien, auch weiterhin zu schlafen mit ihm, er könne das trennen, jawohl, ja, das könne er, Liebe, Sex.

Aber so weit sind sie noch nicht. Noch liegen sie gemeinsam im Bett, nass geschwitzt, erhitzt, und spielen zärtlich zueinander, das heißt, sie, er nicht. Er gibt ihr Antworten auf ihre Fragen, die sie stellt zu seiner Frau, die ihn vor Monaten verlassen hat und mit dem Kind zu ihren Eltern gezogen ist, der weibliche Boomerangeffekt. Sie denkt, dass es ihm guttut, wenn er darüber redet, und dass er darüber reden muss, und wenn er nicht darüber reden will, weil er denkt, er muss nicht, dann denkt sie doch auch, das sei nun, weil er ein Mann ist, weiß aber, dass das nicht stimmt.

Dann geht sie wieder. Und wenn er vom Fenster aus sieht, wie unten auf der Straße der Kontrabass in die Straßebahn steigt und davonfährt, weil die Frau darunter, die er liebt, wird unter dem Instrumentenkoffer unsichtbar, nicht wirklich, aber fürs Auge, macht er sich Gedanken. Zum Beispiel heute, dass es nichts ist, jemanden zu umarmen, fest und ehrlich, und lange auch, ohne widerumarmt zu werden, und warum sie einen so schäbigen Mantel trägt.

Wieder durch den Rosengarten, wieder ohne Höhen-sonne ist sie auf dem Weg nach Hause ohne elektronische

Abhilfe für ihre Winterdepression, womit sie meint, richtige Depression, nicht das bisschen Dunkeltraurigkeit. Immerhin hat sie noch eine Libido, denkt sie mit leuchtenden Wangen, noch, ja, leider, und wie gut sie sich mit ihm versteht, und dass alles so einfach ist zwischen ihnen, wenn sie sich bloß verlieben könnten ineinander und er doch bloß er wäre, sie könnten ganz neu, ja von vorn beginnen. Doch von vorn beginnen, das funktioniert nur in Büchern und in Filmen, in echt hat sie davon noch nie gehört, und ihr Kontrabass wird nun wirklich etwas schwer, sie beschleunigt ihren Schritt.

Zu Hause schließt sie die Dachluke in der Küche, weil die Katzen im Wohn- und Schlafräum lungern. Die eine jammert, die andere liegt umso schweigender mit ihrer Zunge zwischen den Zähnen auf dem Bett und sieht dümmlich aus dabei. Über ihr Bett hat er einmal, als er auf die Katzenhaare blickte, gesagt, ob so, ob sich so tatsächlich ein Mann für sie entscheiden solle. Als Antwort hat sie bloß Ja gewusst. Sie hätte es sagen sollen, denkt sie sich jetzt, als es an der Tür klingelt, Ja, sagen wird sie es ihm eines Tages, schiebt sie ihr gebärfreudiges Becken durch den Raum zur Tür.

Nachdem sie die Tür wieder schließt, es wäre wichtig, zu wissen, wer es gewesen ist, denkt sie sich zum ersten Mal in diesem Winter, dass sie sich gerne zum Sterben in den Instrumentenkoffer legen würde, nackt, in diesem gezüchtigten Park. Doch immer, wenn sie das ausprobieren will, findet sie die Dramatik irgendwie peinlich.